

Nr. 257. Bromberg, den 24. November 1928.

Die Lichtflamme.

Von Selma Lagerlöf.

6. Fortsetzung.

Als Raniero durch einen öden Teil der Berggegend von Cilicien ritt, ging sein Licht zur Neige. Die Kerzenbündel, die er von Jerusalem mitgebracht hatte, waren längst aufgebraucht, aber er hatte sich doch weiterhelfen können, weil auf dem ganzen Wege christliche Gemeinden gewesen waren, wo er sich neue Lichter erbetteln konnte.

Aber nun war sein Vorrat zu Ende, und er glaubte, daß dies das Ende seiner Fahrt sein würde.

Als das Licht so tief herabgebrannt war, daß die Flamme seine Hand versengte, sprang er vom Pferde, sammelte Reisig und trockenes Gras und entzündete dies mit dem letzten Überbleibsel der Flamme. Aber auf dem Berge fand sich nicht viel, was brennen konnte, und das Feuer mußte bald verlöschen.

Wie Raniero so saß und sich darüber betrübte, daß die heilige Flamme sterben mußte, hörte er vom Wege her Gesang, und eine Prozession von Wallfahrern kam mit Kerzen in den Händen den Pfad heraufgezogen. Sie waren auf dem Wege zu einer Grotte, in der ein heiliger Mann gelebt hatte, und Raniero schloß sich ihnen an. Unter ihnen befand sich auch eine Frau, die alt war und nur schwer gehen konnte, und Raniero half ihr und schleppte sie den Berg hinauf.

Als sie ihm dann dankte, machte er ihr ein Zeichen, daß sie ihm ihre Kerze geben möge. Und sie tat es, und auch mehrere andere schenkten ihm die Kerzen, die sie trugen.

Er löschte die Lichter und eilte den Pfad hinunter und entzündete eines von ihnen an der letzten Glut des Feuers, das von der heiligen Flamme entzündet war.

*

Einmal um die Mittagsstunde war es sehr heiß, und Raniero hatte sich in ein Gebüsch schlafen gelegt. Er schlief tief, und das Licht stand zwischen ein paar Steinen neben ihm. Aber als Raniero ein Weilchen geschlafen hatte, begann es zu regnen, und dies dauerte ziemlich lange an, ohne daß er erwachte. Als er endlich aus dem Schlummer auffuhr, war der Boden rings um ihn naß, und er wagte kaum zu dem Lichte hinzusehen, aus Furcht, daß es erloschen sein könnte.

Aber das Licht brannte still und ruhig mitten im Regen, und Raniero sah, daß dies daher kam, daß zwei kleine Vögelchen über der Flamme flogen und flatterten. Sie schnäbelten sich und hielten die Flügel ausgebreitet, und so hatten sie die Lichtflamme vor dem Regen geschützt.

Raniero nahm sogleich seine Kapuze ab und hing sie über das Licht. Dann streckte er die Hand nach den kleinen Vögeln aus, denn er hatte Lust, sie zu liebkosen. Und siehe da, keiner von ihnen flog von ihm fort, sondern er konnte sie einfangen.

Raniero staunte sehr, daß die Vögel keine Angst vor ihm hatten. Aber er dachte: das kommt daher, daß sie wissen, daß ich keinen andern Gedanken habe, als das zu schützen, was das Schutzbedürftigste ist, darum fürchten sie mich nicht.

*

Raniero ritt in der Nähe von Nicea. Da begegnete er ein paar abendländischen Rittern, die ein Entsatzheer ins heilige Land führten. In dieser Schar befand sich auch Robert Taillefer, der ein wandernder Ritter und Troubadour war.

Raniero kam mit seinem fadenscheinigen Mantel mit dem Lichte in der Hand herangeritten, und die Krieger begannen wie gewöhnlich zu rufen: „Ein Toller, ein Toller!“ Aber Robert ließ sie schweigen und sprach den Reiter an:

„Bist du lange gezogen?“ fragte er ihn.

„Ich bin so von Jerusalem hergeritten,“ antwortete Raniero.

„Ist dein Licht unterwegs nicht oftmals erloschen?“

„An meiner Kerze brennt noch dieselbe Flamme, wie da ich von Jerusalem auszog,“ sagte Raniero.

Da sprach Robert Taillefer zu ihm: „Ich bin auch einer von denen, die eine Flamme tragen, und ich wollte, daß sie ewig brennen könnte. Aber vielleicht kannst du, der du dein Licht brennend von Jerusalem hergebracht hast, mir sagen, was ich tun soll, auf daß sie nicht erlösche.“

Da erwiderte Raniero: „Herr, das ist ein schweres Beginnen, obgleich es von geringem Gewichte scheint. Ich will euch wahrlich nicht zu solch einem Vorhaben raten. Denn diese kleine Flamme verlangt von euch, daß ihr ganz aufhört, an etwas anderes zu denken. Sie gestattet euch nicht, eine Liebste zu haben, falls ihr zu derlei geneigt sein solltet, auch dürft ihr es um dieser Flamme willen nicht wagen, euch bei einem Trinkgelage niederzulassen. Ihr dürft nichts anderes im Sinne haben als eben diese Flamme, und keine andere Freude darf euch eigen sein. Aber warum ich euch vor allem abrate, dieselbe Fahrt zu tun, die ich nun versucht habe, das ist, weil ihr euch keinen Augenblick sicher fühlen könnt. Aus wie vielen Gefahren ihr auch die Flamme gerettet haben mögt, ihr dürft euch doch keinen Augenblick geborgen wähnen, sondern ihr müßt darauf gefaßt sein, daß sie euch im nächsten Augenblick entrissen werde.“

Aber Robert Taillefer warf den Kopf stolz zurück und sagte: „Was du für deine Lichtflamme getan hast, das werde ich auch für die meine zu tun wissen.“

*

Raniero war nach Italien gekommen. Er ritt eines Tages auf einsamen Pfaden durch das Gebirge. Da kam ihm eine Frau nachgeeilt und bat ihn um Feuer von seinem Lichte. „Bei mir ist das Feuer erloschen“, sagte sie, „meine Kinder hungern. Leihe mir Feuer, damit ich meinen Ofen wärmen und ihnen Brot backen kann!“

Sie streckte die Hand nach dem Lichte aus, aber Raniero entzog es ihr, weil er nicht zulassen wollte, daß etwas anderes an dieser Flamme entzündet werde, als die Lichter vor dem Bilde der Heiligen Jungfrau.

Da sagte die Frau zu ihm: „Gib mir Feuer, Pilger, denn meiner Kinder Leben ist die Flamme, die brennend zu bewahren mir auferlegt ist!“ Und um dieser Worte willen ließ Raniero sie den Docht ihrer Lampe an seiner Flamme entzünden.

Einige Stunden später ritt Raniero in ein Dorf. Es lag hoch oben auf dem Berge, so daß bittre Kälte dort herrschte. Ein junger Bauer stand am Wege und sah den armen Mann, der in seinem fadenscheinigen Rocke geritten kam. Rasch nahm er den kurzen Mantel ab, den er trug und warf ihn dem Reiter zu. Aber der Mantel fiel gerade auf das Licht und löschte die Flamme.

Da erinnerte sich Raniero an die Frau, die Feuer von ihm geliehen hatte. Er kehrte zu ihr zurück und entzündete sein Licht wiederum mit heiligem Feuer.

Als er weiter reiten wollte, sagte er zu ihr: „Du sagst, die Lichtflamme, die du zu hüten hast, sei das Leben deiner

Kinder. Kannst du mir sagen, welchen Namen die Lichtflamme trägt, die ich so weither bringe?"

„Wo wurde deine Lichtflamme entzündet?" fragte die Frau.

„Sie wurde an Christi Grab entzündet."

„Dann kann sie wohl nicht anders heißen als Milde und Menschenliebe", sagte sie.

Raniero mußte über die Antwort lachen. Er däuchte sich ein seltsamer Apostel für solche Tugenden.

*

Raniero ritt zwischen blauen Hügeln von schöner Gestalt. Er sah, daß er sich in der Nähe von Florenz befand.

Er dachte daran, daß er nun bald von der Lichtflamme befreit sein würde. Er erinnerte sich an sein Zelt in Jerusalem, das er voll Kriegsbeute zurückgelassen hatte, und an die tapferen Krieger, die er noch in Palästina hatte und die sich freuen würden, wenn er das Kriegerhandwerk wieder aufnähme und sie zu Siegen und Eroberungen führte.

Da merkte Raniero, daß er keineswegs Freude empfand, wenn er daran dachte, sondern, daß seine Gedanken lieber eine andere Richtung nahmen.

Raniero sah zum ersten Male ein, daß er nicht mehr derselbe Mann war, als der er Jerusalem verlassen hatte. Dieser Ritt mit der Lichtflamme hatte ihn gezwungen, sich an allen zu freuen, die friedfertig und klug und barmherzig waren, und die Wilden und Streitsüchtigen zu verabscheuen.

Er wurde jedesmal froh, wenn er an Menschen dachte, die friedlich in ihrem Heim arbeiteten, und es ging ihm durch den Sinn, daß er gern in seine alte Werkstatt in Florenz einziehen und schöne, kunstreiche Arbeit verfertigen wolle.

„Wahrlich, diese Flamme hat mich umgewandelt", dachte er. „Ich glaube, sie hat einen andern Menschen aus mir gemacht."

V.

Es war Ostern, als Raniero in Florenz einritt.

Kaum war er durch das Stadttor gekommen, rücklings reitend, die Kapuze über das Gesicht gezogen und das brennende Licht in der Hand, als auch schon ein Bettler aufsprang und das gewohnte: „Pazzo, pazzo!" rief.

Auf diesen Ruf stürzte ein Gassenjunge aus einem Torweg, und ein Tagedieb, der die längste Zeit nichts anderes zu tun gehabt hatte, als dazuliegen und den Himmel anzugucken, sprang auf seine Füße. Und beide begannen dasselbe zu rufen: „Pazzo, pazzo!"

Aber dies war nichts anderes, als woran Raniero schon gewöhnt war. Er ritt still durch die Gasse ohne die Schreier zu beachten.

Sie begnügten sich jedoch nicht damit, zu rufen, sondern einer von ihnen sprang in die Höhe und versuchte das Licht auszublasen.

Raniero hob das Licht empor. Zugleich versuchte er, das Pferd anzutreiben, um den Jungen zu entkommen.

Doch die hielten gleichen Schritt mit ihm und taten alles, was sie konnten, um das Licht auszulöschen.

Je mehr Raniero sich anstrengte, die Flamme zu behüten, desto eifriger wurden sie. Sie sprangen einander auf den Rücken, sie bliesen die Backen auf und pusteten. Sie warfen ihre Mützen nach dem Licht. Nur weil ihrer so viele waren und sie einander wegdrängten, gelang es ihnen nicht, die Lichtflamme zu töten.

Auf der Gasse herrschte das fröhlichste Treiben. An den Fenstern standen Leute und lachten. Niemand fühlte Mitleid mit dem Verrückten, der seine Lichtflamme verteidigen wollte. Es war Kirchenzeit, und viele Kirchenbesucher waren auf dem Wege zur Messe. Auch sie blieben stehen und lachten über den Spaß.

Aber nun stand Raniero aufrecht im Sattel, um das Licht zu bergen. Er sah wild aus. Die Kapuze war hinabgesunken, und man sah sein Gesicht, das bleich und abgezehrt war wie das eines Märtyrers. Das Licht hielt er erhoben, so hoch er vermochte.

Die ganze Gasse war ein einziges Gewühl. Auch die Älteren begannen an dem Spiele teilzunehmen. Die Frauen wehten mit ihren Kopftüchern, und die Männer schwenkten die Barette. Alle arbeiteten daran, das Licht zu verlöschen.

Raniero ritt nun an einem Hause vorbei, das einen Altan hatte. In diesem stand eine Frau. Sie beugte sich über das Geländer, riß das Licht an sich und eilte damit hinein.

Das ganze Volk brach in schallendes Gelächter und Jubel aus, aber Raniero wankte im Sattel und stürzte auf die Straße.

Aber wie er da ohnmächtig und geschlagen lag, wurde die Straße sogleich menschenleer.

Keiner wollte sich des Gefallenen annehmen. Sein Pferd allein blieb neben ihm stehen.

Sowie die Volksmenge sich von der Straße zurückgezogen hatte, kam Francesca degli Uberti mit einem brennenden Lichte in der Hand aus ihrem Hause. Sie war noch schön, ihre Züge waren sanft, und ihre Augen ernst und tief.

Sie ging auf Raniero zu und beugte sich über ihn. Raniero lag bewußtlos, aber in dem Augenblick, in dem der Lichtschein auf sein Antlitz fiel, machte er eine Bewegung und fuhr auf. Es sah aus, als ob die Lichtflamme alle Macht über ihn hätte. Als Francesca sah, daß er zur Besinnung erwacht war, sagte sie: „Hier hast du dein Licht. Ich entriß es dir, weil ich sah, wie sehr es dir am Herzen lag, es brennend zu erhalten. Ich wußte keinen andern Weg, um dir zu helfen."

Raniero hatte sich beim Fallen übel zugerichtet. Aber nun konnte niemand ihn halten. Er begann sich langsam aufzurichten. Er wollte gehen, schwankte aber und war nahe daran, wieder zu fallen. Da versuchte er, sein Pferd zu besteigen. Francesca half ihm. „Wo willst du hin?" fragte sie, als er wieder im Sattel saß. „Ich will zur Domkirche", sagte er. „Dann will ich dich geleiten", sagte sie, „denn ich gehe zur Messe." Und sie nahm den Zügel und führte sein Pferd.

Francesca hatte Raniero vom ersten Augenblick an erkannt. Aber Raniero sah nicht, wer sie war, denn er gönnte sich nicht die Zeit, sie zu betrachten. Er hielt den Blick nur auf die Lichtflamme geheftet.

Auf dem Wege sprachen sie kein Wort. Raniero dachte nur an die Lichtflamme, daran, sie in diesen letzten Augenblicken wohl zu hüten. Francesca konnte nicht sprechen, weil es sie däuchte, daß sie nicht klaren Bescheid über das haben wolle, was sie fürchtete. Sie konnte nichts anderes glauben, als daß Raniero wahnsinnig heimgekommen wäre. Aber obgleich sie beinahe davon überzeugt war, wollte sie doch lieber nicht mit ihm sprechen, um nicht volle Gewißheit zu erlangen.

Nach einer Weile hörte Raniero, wie jemand neben ihm weinte. Er sah sich um und merkte, daß es Francesca degli Uberti war, die neben ihm ging, und wie sie so ging, weinte sie. Aber Raniero sah sie nur einen Augenblick und sagte nichts zu ihr. Er wollte nur an die Lichtflamme denken.

Raniero ließ sich zur Sakristei führen. Da stieg er vom Pferde. Er dankte Francesca für ihre Hilfe, sah aber noch immer nicht sie an, sondern das Licht. Er ging allein in die Sakristei zu den Geistlichen.

Francesca trat in die Kirche. Es war Karsamstagabend, und alle Lichter in der Kirche standen unentzündet auf ihren Altären, zum Zeichen der Trauer. Francesca däuchte es, daß auch bei ihr jede Flamme der Hoffnung, die einst in ihr gebrannt hatte, erloschen wäre.

(Schluß folgt.)

Ich fahre nicht wieder in die Blaue Grotte.

Humoreske von Gerhard Benzmer.

Lieber Italienreisender! Wenn dich der Weg nach Neapel führt, wenn du auf einem Klepper, gegen den Don Quichottes Rosinante ein feuriger Mustang war, auf den Vesuv „geritten" bist, wenn du in den Straßen Pompejis Ströme Schweißes von dir gegeben, im Bett deines Hotels reiches Innenleben festgestellt, Aquarium und Museum besichtigt hast, dann bleibt dir als anständigem Menschen noch Eines zu tun übrig: die Blaue Grotte zu besichtigen. Tu's nicht; ich rate dir gut! Warum nicht? Du wirst es gleich sehen . . .

Ich schritt die Via Perthenope entlang zum Anlegeplatz der Boote. Am Castel d'Ovo war schon eine Menge Menschen versammelt; Touristen aus aller Herren Länder, Männer und Frauen, alte und junge; hübsche und häßliche. Jetzt, da ich die Grottenfahrt kenne, kann ich nur sagen, es müßte an der Landungsbrücke der Dampfer unter allen Umständen ein Schild mit der Inschrift angebracht werden: „Junggesellen werden dringend gewarnt, bei schlechtem Wetter in die Blaue Grotte einzufahren."

Anfangs war alles wunderschön. Der schmucke, bemerkenswert sauber gehaltene Dampfer rauschte aus der Bucht von Neapel hinaus, und ein zauberhaftes Gemälde entrollte sich dem Blick: die bunten Häuserzeilen an den Terrassen des Monte Calvario und Capo di Monte, die üppigen Gärten und Rebenpflanzungen an den Hängen des Vesuv, die schwefelgelben Rauchwolken, die sich über dem Krater des Vulkans kräuselten, und die postkartenhafte Bläue des Himmels und des Meeres. Mit Entzücken trank das Auge das unvergeßliche Bild, und in die Brust senkte sich jene Stimmung, die süß und gefährlich zugleich ist, weil sie das Gemüt auflockert und den Begeisterungsfrohen bereit macht, alles schön zu finden.

In Sorrent, dessen stolze Hotels vom hohen Felsenufer mitleidig auf das Dampferlein zu blicken schienen, stiegen neue Unternehmungslustige an Bord. Dann fing das Unglück an. Als das Schiff die Felsennase des Capo di

Sorrento umfahren hatte, setzte ansehnlicher Wellengang ein, und nun huben alle jene Schreckensszenen an, wie sie jeder Seebefahrene kennt. Der Schiffswirt war vortrefflich im Bilde; er hatte während der ruhigen Fahrt von Neapel nach Sorrent fortwährend Kellner mit schlemmerhaften Butterbrotsplatten herumlaufen lassen, so daß niemand der geschickten Lockung widerstehen konnte. Jetzt war die Wirkung um so furchtbarer, und in kaum einer Viertelstunde glich das Deck des Dampfers einem Leichenschauhaus.

Mittlerweile wuchs vor uns der mächtige Kalkfelsen von Capri einem riesigen Ungetüm gleich aus dem Meere. Als wir um die Marina herum gefahren und in Landschutz gekommen waren, wurde die See ruhiger, und die Passagiere erholten sich. Aber niemand hatte, als nun dicht an der Felsküste der Anker fiel, Lust, in die Blaue Grotte zu fahren, denn die wenigen kleinen Barken, die sich neben dem Schiff eingefunden hatten, führten abenteuerliche Tänze auf den Wellen auf.

Die Barkenführer schrien aufmunternd um das Schiff herum. „Courage, Courage“ und „Trinkgeld“: das war das einzige „deutsche“ Wort, das sie kannten. Ich empfahl meine Seele Neptun, begab mich ans Fallreep und kletterte die Sturmleiter hinab, angestaunt von allen den anderen, die an Bord blieben. Ach, ich ahnte nicht, daß größere Gefahren auf mich lauerten als die brodelnde See und die Brandung an der Felsenküste! — Sobald die Dünung den Seelenverkäufer, der mich in die Grotte bringen sollte, für einen Herzschlag lang auf gleiche Höhe mit der Plattform des Fallreeps empor hob, sprang ich mit raschem Satz in den Kahn. Ich glaubte schon, allein zu bleiben, da kam im letzten Augenblick noch eine junge Dame die Stufen herab und setzte sich neben mich. Sie war mir schon vorher aufgefallen, denn sie gehörte zu den wenigen, die dem Meergott nicht geopfert hatten. Aber ich hatte mich in respektvoller Entfernung gehalten, denn sie reiste augenscheinlich mit ihrer Mutter, und ich habe — ich weiß nicht warum — von jeher eine unüberwindliche Scheu vor alten Damen gehabt.

Diesmal aber war es anders. Wir kamen rasch ins Gespräch, zumal die Begleitumstände unserer Fahrt höchst eigenartig waren. Der Nachenführer hatte den Kahn vom Fallreep des Dampfers abgestoßen und nun schaukelte die Nußschale bergauf, bergab in tollen Sprüngen der Felswand entgegen. Vor dem kaum einen Meter hohen gurgelnden Loch hielt das Boot. Mir wollte es unfaßlich erscheinen, wie es möglich sein sollte, die zerbrechliche Barke durch die winzige Öffnung hindurch zu bugsieren. Nur für einen kurzen Augenblick ward, wenn die Brandung zurück lief, das Felsloch sichtbar, und dann fegte — durch den entstehenden Unterdruck hervor gesogen — allemal brausend und fauchend ein wassergesättigter, sprühender Wirbelsturm aus der Höhlenöffnung und überschüttete uns mit Gießbächen Wassers.

Wir mußten uns neben einander der Länge nach auf den Boden des schmalen Kahns legen. Eine dicke Persenning wurde über uns gedeckt, und ich sah nichts mehr, fühlte nur noch die junge, lebenswarme Begleiterin neben mir. Als man uns die Leinewand wieder fort nahm, war es still um uns herum geworden. Das Gurgeln und Brausen hatte aufgehört, platt wie ein Spiegel dehnte sich im Innern der Märchengrotte die kristallklare, azurfarbene Flut. Das Bild war zauberhaft, und es verfehlte auch nicht, mich in jene schon oben erwähnte gefährliche Stimmung zu versetzen. Alles weitere ging dann unglaublich schnell. Als der Nachen auf der Rückfahrt von neuem in den gurgelnden Felsschlund glitt, mußten wir uns wieder, eng aneinander geschmiegt, auf den Boden legen, und abermals wurden wir zum Schutze vor der gischtenden Brandung vom Kopf bis zu den Füßen in die Persenning eingehüllt.

Was soll ich noch viel erzählen? Unsere Lippen fanden sich zu einem langen Kusse, und ausgerechnet in diesem Augenblick wurde die Leinewand wieder hoch geschlagen. Das Boot schaukelte schon unmittelbar neben dem Dampfer. Sämtliche Fahrgäste hatten an der Reeling die Rückkehr des einzigen Grottenbootes voller Spannung erwartet, und nun brüllte das ganze Schiff vor Lachen.

Als wir das Fallreep empor stiegen, kam uns die Mama entgegen und segnete unseren Bund. Der Kahnführer grinste unverschämt; ich glaube, er hatte ein unerhörtes Trinkgeld bekommen. Lümmel . . .

Ich fahre nun nicht wieder in die Blaue Grotte. Meine Frau, die ja aus eigener Erfahrung den „Grottenzauber“ kennt, würde es auch gar nicht erlauben. Es sei denn, ich nähme sie mit.

Birmanische „Hotels“.

Die Gasthäuser aus Bambusrohr und Palmblättern.

Von Hannah Asch.

In ganz Birma, einem Lande, das um ein Drittel größer ist als Deutschland, gibt es nur zwei Orte, die Hotels besitzen. In Rangoon, der Haupt- und Hafenstadt mit fast einer halben Million Einwohnern, findet der Europäer nur vier Hotels, in denen er einigermaßen nach seinen Gewohnheiten leben kann. In dem ungefähr vierundzwanzig Bahnstunden von Rangoon entfernten Höhenkurort Kalaw gibt es ein weiteres Hotel. Das ist alles, und man kann sich einen Begriff davon machen, was dies bedeutet, wenn man sich vorstellt, daß es bei uns etwa in Hamburg vier Hotels und ein weiteres im Salzkammergut gäbe, sonst keine mehr. Selbst Mandalay, die Hauptstadt Oberbirmas mit 150 000 Einwohnern, besitzt kein Hotel.

Die einzigen Unterkunftsstätten, die der Reisende vorfindet sind die aus alter Zeit her bestehenden, von der jetzigen Regierung übernommenen oder neu errichteten „Dakbungalows“. „Dak“ heißt soviel wie „Post“, und ein Bungalow ist ein Landhaus oder eine Hütte in Indien. Die „Dakbungalows“ wurden in alter Zeit errichtet, um den Postläufern auf weiten Märschen eine Raststätte und — besonders in Dschungelgegenden — einen Schutz gegen Tiger und sonstiges wildes Getier zu bieten. In den größeren Orten sind sie in den letzten Jahren verbessert oder neu aufgebaut worden, aber auf dem Lande bestehen sie oft nur aus einigen Bambusstangen und Palmblättermatten. Sind die Räume nicht von Regierungsbeamten besetzt, dann kann jeder Tourist oder Reisende in diesen Dakbungalows Unterkunft finden. In nur ganz wenigen dieser Häuser oder Hütten lebt ein birmanischer Aufseher, von dem man verpflegt werden kann. In den meisten gibt es nicht einmal ein Bettgestell. Der Reisende muß alles, was er braucht, selbst mitbringen und die Dienerschaft dazu. Auch für die „feenhafte“ Beleuchtung muß er unter Zuhilfnahme von mitgebrachten Stallaternen selbst sorgen.

Das Wohnen in Dakbungalows ist noch die komfortablere Art der Unterkunft. Kommt man aber in die ausgedehnten Sumpfgebiete Unterbirmas, die man nur auf Ruderbooten bereisen kann, dann findet man höchstens bei den Buddhisten-Priestern Aufnahme. Über ganz Birma sind zahllose Klöster verstreut, bei denen die Priester sogenannte Zayats (sprich Sjiats) unterhalten, die als Raststätten für Pilger gedacht sind. In den Sumpfgegenden, wo es hauptsächlich Pfahldörfer gibt, sind auch Klöster und Zayats im Wasser auf Pfählen erbaut. Diese Raststätten übertreffen die Dakbungalows womöglich noch an Einfachheit.

Es läßt sich daran leicht ermessen, daß es heute noch sehr schwierig ist, Reisen nach Birma zu unternehmen, selbst nach lebhaften Plätzen, die an der Bahnlinie liegen. Außerdem ist das Reisen nicht ungefährlich, denn Schlangen, im Dschungel sogar Tiger, lauern überall, und die Zeitungen in Rangoon haben fast täglich von Überfällen zu berichten. Auch die Malariagefahr hängt wie ein Damoklesschwert über jedem Reisenden.

In den Dakbungalows, die ein „care-taker“ verwaltet, hat man für die mehr als primitive Unterkunft einen nicht geringen Preis zu zahlen, denn drei bis vier Mark für die Nacht ist gewiß nicht billig.

Dann bekommt man einen kahlen Raum, im besten Falle mit einem „Vierbein“, dessen Rahmen mit Gurten überspannt, manchmal auch nur mit Holzbrettern benagelt ist. Auf dieses Gestell breitet man sein mitgebrachtes Bettzeug oder Decken und Kissen aus, ohne die man weder in Birma noch in Indien eine Reise machen kann. Am besten ist es, sein eigenes Feldbett und auch ein Moskitonetz stets mit sich zu führen.

In den größeren Dakbungalows befindet sich neben jedem „Zimmer“ ein „Badezimmer“, d. h. ein Raum mit einer zementierten, abgeteilten Ecke, die einen Abfluß nach außen hat. In diese Ecke kann man sich stellen, wenn man sich mit Wasser abgießt. Seltener findet man, wenn es sich um einen „komfortableren“ Platz handelt, auch eine kleine Zinkbadewanne vor. Das Badezimmer enthält auch das von einem „Sweeper“ bediente „W. C.“.

Wer keinen eigenen Diener mitbringt, muß viele Handgriffe selbst tun, denn bei dem Kastenwesen der Inder, die auch in Birma das Hauspersonal stellen, kann es vorkommen, daß der „Panivalla“, der Wasserträger, wohl das saubere Wasser bringen darf, daß es aber unter der Würde seiner Kaste ist, schmutziges Wasser auszugießen. Und da diese Betätigung auch den Sweeper,

obgleich er aus der niedrigsten Kaste stammt, nichts angeht, bleibt das schmutzige Wasser stehen, bis man es selbst weg schüttet.

Wer viel in Birma herum reist, muß selbst wirtschaften und mindestens zwei bis drei Diener mitführen, einen Koch, einen Boy für die persönliche Bedienung und einen Jungen, der sich mit dem Packen und dem Transport der Wirtschaft beschäftigt.

Birma ist jedoch ein so reizvolles, interessantes Land, daß jeder, der es wirklich kennen lernen will, sich mit allen diesen Schwierigkeiten absindet.

Ein Abenteuer auf dem Meeresboden.

Die Arbeit des Tauchers auf dem Grunde des Meeres ist nicht immer ganz ungefährlich. Eines der unglaublichsten Abenteuer hatte ein französischer Taucher im Hafen von Toulouse bei der Hebung des Kriegsschiffes „Liberté“ zu bestehen.

Eine Anzahl von Tauchern war mit der Bergung des wertvollen Materials seit Monaten beschäftigt. Als aber an zwei verschiedenen Tagen zwei Taucher von einem unbekannten Tier während der Arbeit auf gräßliche Weise getötet wurden, wagte sich kein Mensch mehr in die gefährliche Tiefe. Nur der berühmte ehemalige Kapitänleutnant Jean Negri, der bereits im Kriege als Tauchführer im Toulouser Hafen tätig war, lachte über seine feigen Kollegen und ließ sich an jedem Morgen allein auf den Meeresboden hinunter.

Plötzlich ertönte an einem Nachmittag oben auf dem Dienstschiff die Notglocke. In aller Hast wird der Taucher hochgezogen. Bald steht er an Bord und erzählt, daß er soeben in der Nähe einen Riesenpolypen entdeckt habe, der wahrscheinlich seine beiden Kameraden überfallen und getötet habe. Man will vorläufig die Bergungsarbeiten einstellen. Jean Negri besteht aber darauf, daß er ohne Störung weiter tätig sein dürfe. Man dürfe nicht wegen dieses Tieres einfach einen Befehl umstoßen. Er verlangt einen langen scharfgeschliffenen Dolch und ein Messer, steckt sich beide in wasserdichte Taschen, hängt sie sich an einen Gurt an und tritt die Fahrt in die Tiefe an. Kaum ist aber der Taucher am Grunde, da ertönt abermals das Notsignal.

Negri sieht sich inzwischen unten dem Riesenpolypen gegenüber. Das Tier streckt nach ihm die riesig langen Fangarme aus, packt ihn, drückt ihm fast den Taucherapparat entzwei. Er reißt mit der freien linken Hand den Dolch aus der Umhüllung, schlägt auf den Gegner ein, daß ihm ein Fangarm abgehauen wird. Der Polyp kümmert sich überhaupt nicht um den Verlust. Auch als Negri in seiner Todesangst ihm zwei weitere Arme absäbelt, läßt der Riese von seinem Opfer nicht los. Da drückt der Taucher auf die Signalglocke. Und schon zieht man ihn oben aus dem Wasser. Der Angreifer bleibt an seiner Seite, versucht, ihn zu erdrücken. Negris Kameraden schießen auf das Tier, das sich mit seinem Gegner bis an Bord heraufziehen läßt. Auf einmal erschlaffen aber die Fangarme, der Polyp rast in die Tiefe hinunter. Einige Kugeln haben den zähen Feind doch endlich getötet. Der Taucher liegt jetzt an einem schweren Nervenfieber, aber sonst unverletzt, im Krankenhause. In seinen Träumen besteht er ständig Kämpfe mit Polypen. Die Ärzte werden ihm die weitere Tätigkeit als Taucher untersagen müssen, da er mit seinen jetzt so geschwächten Nerven sehr leicht bei der geringsten Gelegenheit den Verstand verlieren kann.

Singsang und Klingklang.

Von Jo Hanns Rösler.

Es war in Wien zur Zeit des großen Sängerfestes. — Am Vorabend des Schubertkonzertes sitzen beim Heurigen drei Männer: Triller, Truller und Troller.

„Ohne mich können sie morgen nicht anfangen“, trumpft Troller auf.

„Ohne dich? Singst du ein Solo?“

„Das nicht. Aber ich habe die Schlüssel zur Festhalle.“

*

„Schenke mir einen neuen Flügel“, bittet Maud ihren Mann.

„Wozu?“

„Ich spiele gern Schubert.“

„Wozu einen neuen Flügel für alte Musik?“ lehnt Mauds Mann ab.

*

Im Kaffeehaus spielt eine Kapelle. Andachtsvolle Stille. Das Larghetto der zweiten Sinfonie von Beethoven verklingt.

„Ein schönes Stück“, marschiert ein Bildungsbeflissener zum Kapellmeister, „was war das?“

Der Kapellmeister nimmt seine braun gebundenen Noten, besieht den Umschlag und sagt: „Musikstück 197.“

*

Anläßlich einer Jahrhundertfeier überreichte man Franz Liszt einen Ehrensäbel.

„Warum mir diese militärische Ehre?“ stand Liszt bescheiden.

„Weil Sie der der größte Flügelmann unserer Zeit sind.“

*

Herr Suppengrün ist ein eifriger Sänger. Zu Hochzeiten, Kindtaufen und so.

Die Stimmung steigt.

Da wendet sich Suppengrün an ein frisches Fräulein: „Ich möchte jetzt „Im tiefen Keller“ singen. Wollen Sie mich begleiten?“

„Gern“, sagt das Mädchen, „aber gehen Sie bitte voraus, damit es niemand merkt.“

*

Goldkehle vom Stadttheater ist eingeladen.

Zum Abendessen. Bei Brausewetters. In Firma Brausewetter & Söhne.

Nach dem Essen bittet man Goldkehle um ein Lied.

„Ich möchte nicht“, wehrt er, „die Nachbarn könnten sich beschweren, da es schon spät ist.“

„Das sollen sie gerade. Deswegen haben wir Sie ja hergebeten. Die stören uns doch auch jeden Abend mit ihrer Sprechmaschine.“



Bunte Chronik



* **Der Mann mit den toten Augen.** Vielleicht die schwierigste und gefährlichste Augenoperation, deren Erfolg an eine Wunderheilung grenzt, wurde vor einigen Tagen in Newyork vollzogen. Bert Ferguson sah nach dreißigjähriger Blindheit zum erstenmal wieder das Sonnenlicht; und zwar sah er die schöne Erde mit den Augen eines anderen Menschen, der sein Augenlicht hingegeben hatte, um das des Patienten wiederherzustellen. Die Vorgeschichte dieser aufsehenerregenden Operation klingt wie ein Roman. Bert Ferguson, der sich kümmerlich mit einer kleinen Rente und dem Erlös für allerlei Flechtarbeiten durchschlug, mußte vor einiger Zeit wegen eines Furunkels ein Hospital aufsuchen. Neben ihm lag ein Mann namens Charles Greenblatt, der ebenfalls an Geschwüren litt; diese waren aber tuberkulöser Natur, und der Kranke wußte, daß er unheilbar sei und nicht mehr lange leben werde. Die beiden Leidensgenossen freundeten sich an und erzählten einander ihr Schicksal. Ferguson erzählte dem Freunde, daß er in früherer Zeit ein geschickter und gesuchter Arbeiter gewesen sei und wie er ganz anders für seine Familie würde sorgen können, wenn er nur sehen könnte. Der unheilbare Kranke fragte darauf eines Tages den behandelnden Arzt, ob denn Fergusons Augenleiden nicht zu heilen wäre. „Ja, gewiß, wenn jemand ihm die Linsen seiner eigenen Augen gibt!“ war die halb im Scherz gegebene Antwort. Wie erstaunte aber der Arzt, als Greenblatt ihm am nächsten Tage mit aller Bestimmtheit seinen Entschluß mitteilte, aus diesem Scherz Ernst zu machen. Da es sich um eine wissenschaftliche Sensation handelte, willfahrte man den dringenden Bitten des Kranken, und die schwierige Operation wurde vollzogen. Greenblatts Augenlinsen wurden in die erloschenen Augen seines Freundes eingesetzt, und tatsächlich kann Ferguson bereits jetzt Gegenstände auf etwa 20 Schritt hin deutlich unterscheiden. Wenn die Heilung weiter gut fortschreitet, wie es bis jetzt den Anschein hat, so kann die Operation als völlig gelungen bezeichnet werden, und ein ungeheurer Fortschritt auf chirurgischem Gebiete ist damit besiegelt. Der überglückliche Ferguson wich nicht von dem Bette seines edelmütigen Freundes, der wenige Tage nach der Operation seinem schweren Leiden erlag, aber bis zuletzt noch versicherte, wie froh er sei, sein Opfer nicht umsonst gebracht und so sein Leben mit einer guten Tat beschlossen zu haben.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg